

Daedalus oder: Science Fiction und die Erfahrung der Metaphysik

«Menschenwürde» ist weder ein Science Fact noch Science Fiction, sondern ein letzter Wert, der auf eine praktisch verbindliche Geltung zielt. Er gründet in der Erfahrung, die in der griechischen Mythologie Daedalus von Ikarus trennt. Ausgehend von diesem Wert sollte gesucht und bestimmt werden, was wissenschaftlich-technisch geht und was nicht; was moralisch verwerflich und deshalb politisch-rechtlich zu verhindern und was zu erlauben ist.

VON GEORG KOHLER

Eine Zentralfigur im Repertoire des Genres «Science Fiction» ist der wahnsinnige Wissenschaftler, der absolut übergeschnappte Dr. Faustus sozusagen. Das Beängstigende an dieser Gestalt ist nicht ihre Überzeugung, ein Genie und Wohltäter der Menschheit zu sein, sondern der Erfolg, den sie im Labor hat. Dr. Frankenstein produziert, was er will, und zugleich verliert er die Kontrolle über sein Werk: Frankensteins Monster...

Gelungene Science Fiction schafft den erhellend-unterhaltenen Kurzschluss zwischen der Welt der Forschung und der Welt gesellschaftlich-sozialer Beobachtbarkeit. Das ist das eine; das andere ist die einigermassen solide Trennung zwischen «Science Fiction» und «Science Facts». Auffällig ist daher jede Gegenteilstendenz; die Verringerung des Abstandes zwischen Fiction und

Facts. Im allgemeinen Bewusstsein scheint aber gerade sie Platz zu greifen. Und man kann das als Symptom interpretieren. Fragt sich bloss wofür. Für ein ganz neues Wirklichkeitsverhältnis oder für eine manische Phase im Realitätsbezug der Menschheit?

Jedenfalls dürfte es wieder einmal an der Zeit sein festzustellen, dass in der Science-Fiction-Literatur der Anteil der unheilvoll endenden Geschichten überwiegt. Das ist besonders dann beunruhigend, wenn – wie unlängst Hans Magnus Enzensberger (in einem Essay über eine bestimmte Fraktion von Biotechnologen und Genforschern) geschrieben hat – es eben «immer schwerer fällt, Big Science und Science Fiction voneinander zu unterscheiden». Kein gutes Zeichen, findet Enzensberger; weder für die Triebkräfte, die hinter dem Anspruch auf schrankenlose Forschung zur Perfektionierung des «schlecht geratenen Mängelwesens Mensch» stehen noch für das kollektive Bewusstsein, das sich dem «phantastischen Optimismus» aus den Instituten und Labors offenbar gläubig hinzugeben bereit ist.

«Wir nähern uns der Science-Fiction-Welt.» – Das ist ein zweites Zitat, ebenfalls aus dem anspruchsvoll-gegenwartsanalytischen Feuilleton. Freilich gehört es zu einem Aufsatz mit diametral entgegengesetzter Zielrichtung. Marc Jongen, sein Autor, plädiert für die neue Biotechnologie als der Türöffnerin zu einem «posthumanen», gegenüber allem Bisherigen prinzipiell verschiedenen «Weltzeitalter».

Und er wendet sich gegen jenes alteuropäische Entsetzen beispielsweise vor «kundenorientierter Menschenfabrikation», indem

er für die kalifornischen «Transhumanisten» um Max More, Ray Kurzweil und Marvin Minsky Partei ergreift, an deren «Extropy Institute der transhumanistische Menschentyp seine derzeit profilierteste Adresse hat»: «Die europäischen Humanisten wären schlecht beraten, die «Extropier» (...) für eine skurrile Sekte zu halten. In ihnen artikuliert sich (...) die Avantgarde einer Menschheit, die dabei ist, sich vom «Subjekt zum Projekt» (Vilém Flusser) aufzurichten.» Dazu im folgenden ein paar – resolut alteuropäische – Überlegungen.

Das Ende der Utopie

Vor zehn Jahren verkündete man das «Ende der Utopie». Oberflächlich gesehen als Folge der bankrotten sozialistischen Idee beziehungsweise der Macht- und Unterdrückungsapparate, die sich und ihre Herrschaft durch diese Idee bemäntelten. Der tiefere Grund lag in der allgemeinen Erfahrung des 20. Jahrhunderts: in der Erschöpfung und Ausschöpfung aller politreligiösen Zukunftsentwürfe der Moderne, also jener Projektionen, die in der Form politischer Bewegungsprogramme an die ursprüngliche menschliche Erlösungssehnsucht anschliessen – an den Wunsch, noch zu irdischen Lebzeiten mehr und Besseres zu werden als nur ein kleiner Sterblicher.

Denn sowohl das sozialistische Neumensch-Versprechen wie die faschistischen und rassistischen Chiliasmen des kommenden «Reiches» zielten auf derartige Bedeutungssteigerung und auf ein solches Übermass der revolutionären Zukunft gegenüber der Gegenwart, dass der erwartete Zustand – jedenfalls für die Sieger

Dr. Georg Kohler ist ordentlicher Professor für Philosophie, mit besonderer Berücksichtigung der politischen Philosophie an der Universität Zürich.

des geschichtlich fälligen Ringens um seine Realisierung – mit dem Bild einer grundsätzlich richtigen, von den Makeln der «Erbsünde» beziehungsweise vom «Bösen» befreiten Welt verschmilzt. Und es waren diese, aus den Primärquellen humaner, soll heissen: beängstigter Existenz gespiesenen Energien, die den politischen Kryptoreligionen des 19. und 20. Jahrhunderts die durchschlagende, masseninspirierende Wirkung verschafften. Jeder, der von ihnen durchdrungen wurde, konnte sich als erwählt und erneuert betrachten, als Bote oder «Engel» (genau dies – «Bote» – bedeutet ja das Wort) der künftigen Herrlichkeit.

Die moralischen und materiellen Katastrophen, die mit diesen Ideologien untrennbar verknüpft sind und – vermutlich am wichtigsten – die einlösbaren und (für so viele Menschen wie noch nie) eingelösten Wohlstandsverheissungen der liberalen Marktgesellschaft haben in unserer Welt-sphäre (das heisst in der reichen Nordwesthälfte der Erde) die mobilisierende Kraft politreligiöser Hoffnungen zerstört und versiegen lassen. Doch ist das Ende dieser politischen Utopien auch das Ende jeder säkularen Erlösungssehnsucht? – Offenbar ist das nicht der Fall.

Neue Phantasmen

Enzensberger hat Recht, wenn er annimmt, dass nach der Politik wieder einmal der naturwissenschaftlich erzeugte Wissensprogress zum Lieferanten von menschlichen Selbsterlösungs- und Selbstheilungsphantasmen geworden ist. Die Entwicklung der gegenwärtigen Bio-, Hirn- und Genforschung – die «anthropotechnische» Evolution der Wissenschaft – tendiert nämlich gemäss ihren (inner- und ausserwissenschaftlichen) Interpreten, Apologeten und Propagandisten zur Ermöglichung jener radikalen menschlichen Autonomie, in welcher der «Altmensch» aufgelöst

und die *translatio imperii*, die Übertragung der Herrschaft von Gott auf den Menschen, unwiderrufbar wird.

Denn nicht weniger sei im Gang als der unzweifelhaft epochale Beginn eines Paradigmenwechsels, in dem der durch die Differenz von «Mensch» und «Gott» kodierte, das heisst «me-

lich wird, bestand das Hauptcharakteristikum der vergangenen, «metaphysischen» Epoche darin, dass sich der Mensch in der Welt als Subjekt, das heisst als Unterworfener eines in sich vollendeten, im Doppelsinn des Wortes «perfekten», objektiven Seins vorfand. In affektiver Hinsicht entsprach dem entweder das (antike)



Die mythologische Figur des Minotaurus ist das beängstigende Resultat einer falschen Versöhnung von Natur und Kunst. Zu bändigen war er nur – unter erneutem Einsatz von Erfindungsgeist und Technik – durch Daedalus' Bau des Labyrinths. (Pablo Picasso, «Der Minotaurus» (1933), Musée des Beaux-Arts de Dijon, Ausschnitt)

taphysische» Zyklus der Menschheitsgeschichte verschwinden und vergehen muss – mitsamt seinen theologisch-philosophischen Kategorien der «Menschenwürde» und dem moralischen Gebot, «Personen» nicht als «Sachen» zu verwenden.

So bestimmt, im Licht unserer bionisch-anthropotechnischen Selbstmacht, der Sloterdijk-Schüler Jongen die Gegenwart (und erledigt damit zweieinhalbtausend Jahre abendländischer Denktradition): «Wie heute deut-

Staunen gegenüber dem transzendenten Gott, jedenfalls aber eine Seelenbestimmung der Unterwürfigkeit gegenüber einem prinzipiell, das heisst seinem logischen und epistemologischen Sollwert

nach, übermächtigen Objekt. Es ist vielleicht nicht übertrieben, Philosophie und Religion insgesamt als Derivate dieser seelischen Disposition anzusprechen.»

Kein «festgestelltes Tier»

Dass wir Menschen nicht «Gott» sind, ist in der Tat der Keim der «Metaphysik», die seit Platon vom Abstand ausgeht, der zwischen der menschlichen Endlichkeit und der denkbar undenkbareren Vollkommenheit der «Ideen» besteht. Und gewiss trifft zu, was Jungen mit Verweis auf Nietzsche erinnert: dass wir Menschen nicht und nie «festgestellte Tier» sind, sondern als instinktgebundene, neugierige und lernende Fragewesen uns durch unsere eigenen Kulturprodukte und Wissenserweiterungen ständig verändern, verbessern, auf die Probe stellen können und müssen.

Jongen: «Als das «nicht festgestellte Tier» ist der Mensch in dem Mass, als er zu sich selbst findet, dazu verurteilt, sich zu erfinden, denn er «ist» nichts anderes als dieses Sich-Erfinden. Dieser im «Wesen des Menschen» gründende Zug zur Selbsttranszendenz bildet den nüchtern-logischen Kern von Nietzsches berüchtigter Lehre vom Übermenschen, die erst heute, im Horizont ihrer technischen Umsetzbarkeit, ihr volles prophetisches Potenzial entfaltet.»

Die menschliche Gattung ist, was sie ist, immer auch durch sie selbst – als Resultat ihrer kollektiven Kreativität, als Ergebnis ihrer Autopoiesie. Aber bringt diese Tatsache den Unterschied zwischen «Gott» und «Mensch», zwischen «vollkommen» und «hinfällig», «erstursächlich» (causa sui) und «abkünftig» zum Verschwinden? Macht sie ihn zur antiquiert-ungültigen Kategorie einer vergangenen Zeit? Und zweitens: Ist nicht exakt die sogenannte «Selbsttranszendenz», die das Menschenwesen auszeichnende Fähigkeit, über die jeweiligen Gegebenheiten immer wieder

hinauszuwachsen, ist nicht gerade sie schon von Anfang an der Anlass gewesen zum «metaphysischen» Staunen – und Erschrecken – des Menschen über ihn selber und über sein eigentümliches Geschick?

Anders gesagt: Das angeblich absolut Neue der Jetztzeit ist Urbestand der humanen Selbstreflexion, seit es sie gibt, und darum ist die von dieser Reflexion in verschiedensten Variationen stets von neuem wiederholte Erfahrung der menschlichen Ambivalenz zwischen Animalität und Transzendenz – homine: ni bête, ni dieu – im 21. Jahrhundert so wenig obsolet wie damals, vor 3000 Jahren, als die europäische Zivilisation ihr Selbstbewusstsein zu formieren anfang.

Daedalus' Selbstevolution

Der Mythos von Daedalus, dem genialen Erfinder und Vater jenes Ikarus (der an der väterlichen Technik zugrunde geht, weil er sich der irdischen Sphäre allzu sehr überhebt), erzählt auf seine Weise vom rechten Umgang mit dem risikoreichen Zirkel der menschlichen Selbstevolution, der – im Doppelsinn des Wortes – das «Geschick» (= das Schicksal und die besondere Tüchtigkeit) von uns Erdlingen ist.

Warum überhaupt musste Daedalus das Fliegen erfinden? Die Antwort ist einfach und heute so zwingend wie zu minoischen Zeiten: Weil Daedalus allein auf diese Weise – also durch erneute Erfindung – mit den Folgen seiner früheren Innovationen fertigzuwerden vermochte.

Daedalus musste als Gefangener aus dem Labyrinth fliehen, das er zuvor selbst auf Befehl von König Minos gebaut hatte, zur Kontrolle und zur Verbergung des Minotaurus, des misslungenen Familiensprosses und blutrünstigen Stiermenschen. Minotaurus war der Sohn der Königin Pasiphae und das Monster einer falschen Versöhnung von Natur

und Kunst, das – hier wird es bemerkenswert aktuell – dank ingenieurmässigen (wenn man will: bionisch-fertilisationstechnischem) Genie zur Welt gekommen war.

Denn auf Wunsch der verliebten Königin (die die Tochter des Sonnengottes Helios und der Okeanide Perseis war) hatte der kunstfertige Daedalus (freilich ohne Wissen Minos') ein Instrument entwickelt, das dieser erlaubte, ihrer Lust Erfüllung zu verschaffen: eine artifizielle Kuh, in die die Königin kroch, um einem Geliebten sich anzugleichen, der ihr als Stier begegnet war. Das war Poseidons Rache, die Minos galt. Dieser hatte es nämlich versäumt, dem Gott eben den Stier zu opfern, für den die Königin in Leidenschaft entbrannte.

Allerdings: Das beängstigende Resultat dieser Mischung von Kultur und Animalität, der Hybrid Minotaurus, war, als Sohn einer Halbgöttin, nicht mehr wie eine gewöhnliche Missgeburt aus der Welt zu schaffen, sondern bloss noch – durch erneuten Einsatz von Erfindungsgeist und Technik – zu bändigen: das Labyrinth als mythisches Bild für die Zirkel des Machens und der Machbarkeit, in die die Menschen unweigerlich geraten, wenn sie einmal mit ihrer Selbsterfindung und Selbsttranszendenz begonnen haben.

Innovation und Freiheit

Aber der Mythos endet eben nicht mit dieser Gefangenschaft des Erfinder-Machers im Labyrinth der eigenen Wirksamkeit. Er berichtet auch vom Zusammenhang zwischen Innovation und Freiheit. Daedalus entdeckt und erschliesst sich eine neue Dimension: die Weite des Himmels und die Überwindung der Schwerkraft, um auszubrechen aus den Konsequenzen seines technischen Geschicks. Daedalus entwickelt die fast schon göttliche Fähigkeit des Fliegens. Doch genau in der Fokussierung auf den Unterschied

zwischen menschlicher und nicht mehr menschlicher Flugkunst liegt die Schlusspointe der Geschichte, nämlich in der bekannten Gegenüberstellung von Daedalus' Vorsicht mit dem Schicksal des Ikarus; in der Kontraposition zwischen Über-Mut und erfahrener Selbst-Beschränkung.

Nur, wer nicht vergisst, dass er irdisch und dem Gesetz der Erde – der, buchstäblichen, Hinfälligkeit – unterworfen bleibt, gelangt ins Freie. Wer wie Ikarus sich im Grössenwahn mit Helios verwechselt, muss stürzen und stirbt lächerlich vor seiner Zeit. Gelingende Selbsttranszendenz, das lehrt die Ikarus-Erzählung nicht weniger als der Daedalus-Mythos, ist für uns Menschen zuletzt doch immer an die elementare, darum nie unterwürfige, sondern allemal lebensdienliche Erkenntnis der metaphysikbildenden Differenz zwischen Vollkommenheit und humaner Endlichkeit gebunden.

Und all dies wäre noch einmal in schärfster Zuspitzung bei Nietzsche, dem antiplatonischen Verächter illusionärer Ideale zu lernen. «Über-Mensch» ist ja sein Codewort nicht für den Gottmenschen, sondern für die wahrhaft gewaltige (über-menschliche) Aufgabe, das Leben dennoch zu bejahen, das heisst auch noch im modernetypischen Horizont einer radikal verabschiedeten Hoffnung auf Erlösung von den Bedingungen irdischer Existenz; also es zu bejahen als die «ewige Wiederkehr» der immergleichen Erfahrung von Schmerz, vorläufigem Glück und endlos unerfüllbarer Sehnsucht.

«Menschenwürde» statt ikarische Hybris

Beides also ist in eins zu denken: die menschliche Nichtgöttlichkeit und die besondere Natur des Menschen, sein eigenes Projekt, ein unaufhörliches Selbstexperiment zu sein. Wer, wie der zitier-

te Jongen, empfiehlt, auf «metaphysische Demut» zu verzichten, ist auf dem Weg zu ikarischer Hybris und Megalomanie. Deren Basisannahmen lauten (so Jongen), dass es «uns nicht mehr frei stehe, nicht zu wollen, was wir können», sowie dass das Prinzip «Menschenwürde» – in dessen Namen bestimmte Praktiken verweigert werden müssen – eine «semantische Altlast» ist.

Es hat also keinen Sinn mehr, noch zu fragen, ob es Recht sei, Menschen zu klonen, ihre Subjektivität gentechnisch zu projektieren, mit Cyborgs zu liebäugeln, und es hat keinen Sinn, das nicht zu wollen, was in der Science-Fiction-Welt zwecks Anregung der Vorstellungskraft als normal vorausgesetzt werden muss: die moralisch entgrenzte technische Selbstunterwerfung des Menschen, die der späte Heidegger das «Gestell» nennt. Sie beziehungsweise es sei ohnehin am Werk. «Das «Gestell» reagiert nicht auf moralische Empfehlungen, allenfalls auf intelligente Steuerungsimpulse» (Jongen). – Ich denke, dass dieser Defätismus weder intelligent noch zeitgemäss ist.

Gewiss ist «Menschenwürde» ein moralisches und metaphysisches Prinzip. Nicht aus Naturwissenschaft und überhaupt aus keiner Wissenschaft abzuleiten, markiert es das menschliche Nichtmehr-Tiersein in seinem verletzbaren, also ungöttlichen Anspruch auf Achtung und personhaft-selbstverantwortete Individualität. «Menschenwürde» ist nicht Science Fact und nicht Science Fiction, sondern ein letzter Wert, der a priori und gegründet auf jene Erfahrung, die Daedalus von Ikarus trennt, auf praktisch verbindliche Geltung zielt. Und weil er a priori, also primär ist, ist von ihm her zu suchen und zu bestimmen, was wissenschaftlich-technisch geht und was nicht, was moralisch verwerflich, ergo politisch-rechtlich zu ver-

hindern ist, und was erlaubt sein soll.

Das mag schwierig und oft mit guten Argumenten nach beiden Seiten hin vertretbar sein. (Ob Embryonenforschung moralisch richtig oder falsch ist, ist nicht eo ipso klar. «Menschenwürde» ist ein idealtypischer, kein extensional exakt definierter Begriff.)

Treuherziges Postulat?

All das zeigt aber nicht, dass es in Wahrheit (wie Jongen behauptet) umgekehrt sei: dass das wissenschaftlich-technisch Mögliche selbst die Regel des Gesollten bietet. Das zu propagieren ist tatsächlich nur dies: die «ikarische» Preisgabe der «daedalischen» Einsicht, die Grenzen des Tunlichen erstens meta-physisch, das heisst orientiert am menschlich-endlichen Nichtmehr-Tiersein und zweitens intelligent, das heisst selber zu ziehen – vor dem Sturz; vielleicht «demütig», aber sicher nicht unzeitgemäss.

Ein treuherziges Postulat, das die Augen vor dem verschliesst, was die Realität ist? Denn, noch einmal: «Es steht uns nicht frei, das nicht zu wollen, was wir können» –? Darauf gibt es mindestens den doppelten Einwand, dass dann, wenn es so wäre, wir auch Sklaven zu halten immer noch für moralisch vertretbar halten und ausserdem längst im letzten Atomkrieg verbrannt sein müssten. Beides ist möglich; beides fällt in menschliche Handlungsmacht. Und beides ist – nicht mehr oder noch nicht – wirklich. Warum? – Weil wir es nicht wollen.

LITERATUR

- Enzensberger, H.M.: Putschisten im Labor. Über die neueste Revolution in der Wissenschaft, in: Der Spiegel, Nr. 23/2. 6. 01, S. 216–222
- Jongen, M.: Der Mensch ist sein eigenes Experiment. Nach dem Humanismus: Einige Thesen, mit denen der Nationale Ethikrat für Gentechnologie Frieden schliessen sollte, in: Die Zeit, Nr. 33/9. 8. 01, S. 31

